



JOACHIM LOTTMANN

ALLES LÜGE

ROMAN

KiWi

Joachim Lottmann

Alles Lüge

Roman

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

Buch lesen

Titelseite

Über Joachim Lottmann

Über dieses Buch

Inhaltsverzeichnis

Impressum

Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Über Joachim Lottmann

Joachim Lottmann, geboren 1959 in Hamburg, studierte Theatergeschichte und Literaturwissenschaft in Hamburg. 1987 erschien sein literarisches Debüt »Mai, Juni, Juli«, das als erster Roman der deutschen Popliteratur gilt. Lottmanns zweiter Roman »Deutsche Einheit« kam 1999, seitdem folgten sechs weitere Bücher bei KiWi, am erfolgreichsten »Die Jugend von heute« (2004), »Der Geldkomplex« (2009) und »Endlich Kokain« (2014). 2010 nahm Lottmann den Wolfgang-Koeppen-Preis entgegen. Der Autor schreibt u.a. für die taz, die FAS und Die Welt und lebt in Wien.

Über dieses Buch

Vom Leben und Lieben in nervösen Zeiten – Joachim Lottmann erweitert die Kampfzone

Ein Ehekrach in Athen, mitten in der Eurokrise, verwandelt das Leben des romantischen Wahl-Wieners Johannes Lohmer in einen politisierten Fiebertraum. Während seine Frau Harriet, eine engagierte linke Journalistin, begeistert Flüchtlingshilfe leistet, fürchtet Lohmer das weltweite Vordringen des politischen Islam und sieht einen »zweiten Faschismus« am Werk. Dennoch reist der Bohemien an Harriets Seite brav an die Brennpunkte unserer Tage. Er erlebt ein Land im Taumel, alle politischen Debatten als Lüge und sich selbst als Lügner, muss Lohmer doch aus Angst um seine »harmonische Ehe« dauernd Sorge tragen, in Harriets Augen nicht als Renegat oder Rechter dazustehen. Sein »Opportunismus aus Liebe« führt zu schrecklich komischen Szenen, ob im Flüchtlingsheim, beim Bürgerabend, im muslimischen Neukölln, beim Aufstieg von AfD und FPÖ oder beim Versöhnungsurlaub in Südfrankreich ...

Dieser Roman über das Jahr der Flüchtlingskrise zeigt eine Ehe im Dauerreizklima der politischen Debatten und erzählt in schrecklich komischen Szenen von den schwankenden Grundwerten, inneren Widersprüchen und neuen Spannungsverhältnissen unserer Gegenwart.

»Der große Lügner Joachim Lottmann sollte der Schriftsteller unseres Vertrauens sein.« *Süddeutsche Zeitung*



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln
Covermotiv: © plainpicture/Oliver Brenneisen

ISBN 978-3-462-31692-6

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

1. Eurokrise
2. Schreibkomplex
3. Flüchtlingswelle
4. Willkommenskultur
5. Berliner Verhältnisse
6. Wiener Theater
7. Silvesternacht
8. Interplanetare Jugend
9. Mimikry
10. Wir kommen, Neukölln!
11. Parteitag
12. Kampf um die Hofburg
13. Der zweite Faschismus
14. Jahreshaupturlaub
15. Exil

für Michel Houellebecq



1.

Eurokrise

Der erste Faschismus ereignete sich in Griechenland bekanntlich in den Jahren 1941 bis 1945. Wer im nächsten Satz nun das Wort ›Der zweite Faschismus‹ erwartet, liegt falsch. Ich habe nämlich nicht die geringste Lust, diesen Begriff jetzt schon zu verwenden oder gar zu definieren – man wird noch sehen, warum. Stattdessen sehen wir zunächst eine Ankunft in Athen. Es ist das Jahr 2015, und das Land hat eine kommunistische Regierung, oder so etwas Ähnliches. Ich fand das außerordentlich interessant, deswegen war ich da.

Mit mir reiste meine Frau Harriet, eine körperlich überaus attraktive, seelisch aber kapriziöse, um nicht zu sagen problematische Person. Wir verstanden uns gut, sogar in diesen Tagen, obwohl wir doch gerade reisten. Wohl jeder Leser wird wissen, was für eine Tortur eine Reise in ein fremdes Land ist, wie hundeanstrengend und zum Weinen schrecklich. Es ist schon oft darüber geschrieben worden, zum Beispiel von Sibylle Berg oder auch von mir. Ständig fragt man sich, warum man jetzt in dem fremden, unbekannten, abweisenden und nichtssagenden Land ist, in dem einen keiner kennt. In unserem Fall konnten wir uns damit trösten, ein Mitglied der neuen linkssozialistischen Regierung zu kennen, einen Mann gehobenen Alters, viel älter als wir, der uns treffen wollte.

Den Namen konnte ich mir nie merken, wie alle griechischen Namen oder Begriffe außer ›Sirtaki‹ und ›Akropolis‹. Nennen wir ihn erst einmal Chordokowski, ersatzweise. Ich weiß, das ist der Name eines russischen Oligarchen, der einmal im Gefängnis saß, also ganz unpassend für einen

Griechen, aber für mich funktioniert er. Denke ich das Wort Chordokowski, erscheint sein Bild vor mir. Er hieß ja auch wirklich so ähnlich, mit C am Anfang und vielen Zischlauten. Varoufakis kannten wir übrigens auch, aber der hatte natürlich keine Zeit. Sehr unwahrscheinlich, daß er auch *uns* kannte, der umtriebige und brillante Finanzminister. Chordokowski dagegen war einmal in der kommunistischen Partei Österreichs gewesen, der auch meine Frau Harriet angehört hatte – damals noch schöner und noch kapriziöser als heute – und die, anders als solche Gruppierungen in Deutschland, eine ernstzunehmende Partei gewesen war. Egal. Wir waren also in Athen und guckten ratlos in die Gegend, während wir in einem Vorortzug saßen. Um nicht wie reiche Deutsche zu wirken, hatten wir ein billiges Zimmer bei ›airbnb‹ gebucht. Das war so eine private Zimmervermittlung aus Amerika. Man bezahlte sehr wenig Geld und sparte ein Vermögen an Hotelkosten. Harriet hatte darauf bestanden. Sie wollte das Geld lieber den armen Griechen geben, die unmittelbar vor der Pleite standen.

Die Stadt wirkte nicht einladend. Nicht einmal die Sonne schien, mitten im beginnenden Sommer. Es war so eine Stadt, wie man sie aus dem »Kulturjournal« oder »Weltspiegel« kannte, wenn über *ferne Länder*, also Nigeria, Kuba oder Pakistan, berichtet wurde, dann knattern viele Motorräder durch enge Gassen, und alle Materialien haben dieses Secondhand-hafte und Muffige, irgendwie ›DDR‹-artige.

Der Zug fuhr in die falsche Richtung und erreichte zum Glück bald seine Endstation. Wir stiegen in ein Taxi um, das uns zur angemieteten Wohnung brachte. Dort angekommen, kletterten wir auf das Dach des Hauses und sahen die ziemlich nahe Akropolis. Die Zimmerwirtin machte einen verwirrten Eindruck. Eine ältere Frau, Alkoholikerin, angeblich eine Künstlerin. Kurze graue Haare, glasige Augen, Unterrock – sie hätte auch gut nach Havanna gepaßt. Oder in einen »Polizeiruf 110« von 1988.

Sie erzählte meiner Frau, das Zimmer sei nur für sie und nicht für uns beide gebucht, denn sie hätte nur eine Person angegeben. Die akkurate Harriet holte sofort ein Mail hervor, das das Gegenteil bewies. Offenbar wollte das Puffmutterl mehr Geld, und Harriet griff beherzt, ja fast freudig zur Geldbörse, um mit der Unterstützung der armen Pleitegriechen zu beginnen. Doch nun wurde es widersprüchlich. Die Alte wies das Geld empört von sich. Es war wie in der großen Politik, wo die Tsipras-Regierung pathetisch erklärte, kein Geld mehr von der EU zu wollen. Das viele geliehene Geld sei das Verhängnis des Landes, man wolle es nicht mehr länger. Wohl aber wolle man jenes (andere) Geld zurückhaben, das dem Land von den Deutschen in der Zeit des (ersten) Faschismus gestohlen worden sei. Ja, und was bedeutete das nun? Geld geben oder nicht geben? Eine Viertelstunde kam man nicht weiter. Ich saß solange auf der Dachterrasse und blickte mit leeren Augen weiter auf die Akropolis.

Harriet, die wie gesagt etwas zart ist, brach schließlich in Tränen aus. Was wollte die Vermieterin? Harriet rief es beschwörend, immer wieder:
»What do you want? What shall we do?«

Dann holte sie mich. Es ist eine Rolle, die ich gern spiele und gut – seien wir ehrlich: perfekt – kann, nämlich Dinge einrenken, die bei Harriet schiefgelaufen sind. Lächelnd näherte ich mich der alten Griechin. Sie hatte in ihrer Jugend sicher bessere Tage gesehen. Ihr Gesicht war eigentlich von dieser eckigen Schönheit, mit der geraden Nase und dem geraden Kinn, das viele schon seit dem Geschichtsunterricht für hellenistisch halten. Intellektuelle und Touristen mochten sich leicht in sie verliebt haben, früher. Zumal sie ja ›Künstlerin‹ war, wie alle kurzhaarigen Frauen in der ›DDR‹ lange vor unserer Zeitrechnung. Vielleicht war sogar heute noch der eine oder andere Alt-68er Graubart von ihr angetan, wenn er sie auf den Rücksitz seiner fabrikneuen Harley Davidson packte. Diese ekeligen Fettarsch-Motorräder waren überhaupt das Markenzeichen Athens, wie wir bald merkten. Während in Lima, Bogota, Kabul oder sogar

Paris Heerscharen junger Männer auf pfeilschnellen, schlanken und hochbockigen Motocross-Maschinen den Stau überwandten, bollerten hier in tiefen Furztönen die tonnenschweren Harleys und Honda Gold Wings langsam durch den zähen Verkehr.

Ich sah die Zimmerwirtin also freundlich wie ein neugieriger Dreijähriger an. Normalerweise faßt jeder, den ich so ansehe, sofort Vertrauen und beginnt zu reden. Das tat sie auch, aber ihr Englisch war so schlecht, daß ich sie nicht verstand. Es ging auch um abstruse Sachen, anscheinend. Die Mafia wolle ihr das Haus wegnehmen. Die Zimmer würden gerade renoviert. Sieben Gäste kämen in ein Zimmer. Also wohl meine Frau und sechs andere, während ich draußen bleiben müsse. Das war blöd, denn wir hatten das Geld bereits an die Vermittlungsagentur »airbnb« überwiesen. Besser gesagt, sie hatten es bereits eingezogen. Ich tat daher so, als hätte ich nichts gehört, gab ihr übertrieben gutgelaunt die Hand und ging ins Zimmer. Unsere Koffer standen bereits dort. Auch Harriet lag schon erschöpft auf dem Bett. Sie ermattet sehr rasch, muß man wissen. Ich machte die Tür hinter uns zu. Harriet schlief ein bißchen, ich auch, die Reise war ja ermüdend langweilig gewesen.

So weit, so schlecht. In den nächsten drei Tagen folgte eine Version des Films »Die Vögel« von Alfred Hitchcock. Immerzu klopfte es an unserer Tür, kamen Leute ins Zimmer, schimpften, diskutierten, sprachen schlechtes Englisch oder Griechisch oder sogar Deutsch. Immer wieder drängten wir sie mit letzter Kraft aus dem Raum. Eine junge Frau, die angeblich bei der »BILD-Zeitung« arbeitete – was auch stimmte, ich prüfte es sofort mit Fangfragen nach –, tat sich besonders hervor. Sie meinte, wir hätten nur für eine Nacht gebucht und nur für eine Person, und wir müßten auf der Stelle verschwinden, sonst würde uns die Polizei einsperren. Ich sagte also zu Harriet:

»Wir sind in einem fremden Land mit fremden Sitten. Gehen wir lieber.«

Sie sah mich wutentbrannt an, ihr attraktiver Kopf wurde sofort feuerrot. Wie ich denn *daraufkäme*, wir hätten doch bezahlt!

»Ja, schon ...«

Sie ließ mich nicht ausreden. Fast krächzend stieß sie hervor, für ihr Geld derartig hart arbeiten zu müssen, daß sie es nicht wegwerfen könne. Das stimmte: Sie arbeitete buchstäblich bis zum Umfallen. Also Tag und Nacht, sechs Wochen lang, bis zum Zusammenbruch. Dann lag sie eine Woche lang mit 40 Grad Fieber im Bett, hatte unsägliche Schmerzen und starb fast. Anschließend stand sie auf, wieder gesund, und ruinierte ihren Körper aufs neue sechs Wochen lang, bis zum nächsten Kollaps. Ich begleitete diesen exakten Rhythmus als sogenannter Co-Abhängiger seit vielen Jahren. Also sagte ich leise, sie habe ja recht, sie arbeite wirklich sehr hart. Tatsächlich hatte sie bis wenige Stunden vor dem Abflug für ihre Zeitung – es war »DAS FORMAT« – die übliche Titelgeschichte geschrieben, und da es die sechste Titelgeschichte in sechs Wochen gewesen war, stand der Breakdown unmittelbar bevor. Das war so sicher wie das sprichwörtliche Amen in der Kirche. Ich konnte nur hoffen, daß die anderen Gäste das dann nicht mitbekamen. Denn wenn meine Frau krank ist, ich erwähnte es schon, sieht sie elender aus als Christus am Kreuz. Kaum ein Arzt mag dann noch auf ihre Gesundheit wetten.

Harriet stürmte nach draußen, um der dubiosen Hotelleitung endlich die Meinung zu sagen. Wir hätten bezahlt und gebucht und so weiter und so fort, und außerdem sei sie krank und könne nicht fort. Ein Riesengeschrei erfüllte das Viertel. Ich hatte Angst um meine fragile Frau. Sie ist zwar eher groß, von makelloser Form, aber eben ein ausgesprochen femininer Typ, ihr fehlt jeder männliche Zug, jedes Starke und Harte, Germanische, Faschistoide. Man kann sie umblasen, an den langen, vollen Haaren packen und auf den Scheiterhaufen werfen. Zumal, wenn man von der »BILD-Zeitung« ist.

Ich ging auf den Flur, wo sich alles abspielte, und versuchte, sie zu beschützen. Ich schob sie sachte ins Zimmer zurück, schloß die Tür hinter ihr und blieb noch im Flur, um den Lynchmob zu zerstreuen. Ich sagte, meiner Frau gehe es schlecht, sie müsse liegen und Ruhe haben.

»She has to go to a hospital!« rief der griechische Mann der »BILD«-Mitarbeiterin.

»Was hat sie überhaupt?« fragte diese mit metallischer Stimme.

Selten habe ich zwei so unangenehme Visagen gesehen. Er sah wie der klassische Sträfling aus, mit extrem niedriger Stirn – hatte er überhaupt eine? –, schwarzem Pockengesicht, Punktaugen, Falten, Runzeln und Bart, dazu war er mit Mörderhänden ausgestattet. Gute Nacht! Seine Frau besaß statt des Gesichts eine Art hervorspringenden Keil, wie der Bug eines Schiffes. Die sehr spitze Nase bildete mit den Wangen eine Fläche. Mit diesem Spitzkopf konnte sie im Prinzip Kuchen schneiden oder einen Laib Brot. Oder sie konnte sich mit diesem beilförmigen Schädel in eine Kommunikation oder eine Debatte hineinschieben und später via »BILD-Zeitung« hineinschreiben und Unheil anrichten. Genau das tat sie jetzt, indem sie mich ins Kreuzverhör über Harriets Krankheit nahm.

»Ich habe gefragt: was hat sie überhaupt?«

»Ich weiß nicht, was sie hat.«

»Ist die Krankheit ansteckend?«

»Nein, keine Ahnung, wir müssen abwarten. Sie muß sich ausruhen.«

»Also sie kann auch ansteckend sein?«

»Glaube ich nicht, ich habe das schon oft erlebt, sie arbeitet nämlich sehr hart und ...«

»Also ja oder nein?«

An ihrem Tonfall erkannte ich, daß sie nun in den sogenannten Armin-Wolf-Modus gegangen war. Der Keilkopf kam immer näher, während der strichförmige, lippenlose Mund starr blieb. Armin Wolf war ein Wiener Journalist, der das sogenannte Neue Kritische Fragen erfunden hatte, eine

Mode, der sich innerhalb weniger Jahre alle österreichischen Fernsehjournalisten begeistert unterworfen hatten. Dabei stellte der Journalist eine Ja-oder-Nein-Frage, und wenn der befragte Politiker – es ging ausschließlich um Politiker – differenzieren wollte, wurde die Frage wiederholt, und zwar so oft, bis der Befragte das Differenzieren aufgab und stumpf mit Ja oder Nein antwortete. Armin Wolf drehte sich dann triumphierend zur Kamera und grinste. Hatte er es wieder einmal einem Politikerschwafler gezeigt! Das Publikum liebte das. Armin Wolf galt inzwischen als der Inbegriff des kritischen Geistes. Das genaue Gegenteil war der Fall. Frau BILD-Zeitung fragte nun also gefühlt elfmal, ob die Krankheit ansteckend wäre, ja oder nein. Ich dachte mir, wenn sie es nicht anders verstehen kann, entscheide ich mich für ›nein‹:

»Nein, die Krankheit ist nicht ansteckend.«

Sie reagierte mit einem herausplatzenden, hysterischen Lachen.

»Was?! Eben haben Sie gesagt, sie sei es vielleicht doch, Sie wüßten es nicht! Und auf einmal wissen Sie es!«

»Ja, ich weiß es. Sorry. Auf Wiedersehen!«

»MOMENT MAL! So leicht kommen Sie nicht davon!«

Der Sträflings-Mann guckte irritiert hin und her, wollte wissen, was wir gesprochen hatten. Sie übersetzte es ihm, und ich nutzte die Gelegenheit, mich ins Zimmer zu verziehen. Leider gab es keinen Schlüssel. Außerdem war es verglast, so daß man von außen ins Zimmer gucken konnte. Ich bat Harriet, bald zu verschwinden. Sie lehnte das entschieden ab. Kurz darauf setzten ›die Wehen‹ ein, das heißt, sie bekam ihren unvermeidlichen Zusammenbruch. Nun ging gar nichts mehr. Selbst wenn sie gewollt hätte, hätte sie nicht mehr gehen können.

Es war wie bei einem schweren Bandscheibenvorfall. Alles tat ihr so weh, daß selbst ein Abtransport auf einer Sanitätsliege kaum möglich gewesen wäre. Die alte Hexe kam ins Zimmer und dachte, Harriet liege im

Sterben. Ängstlich verschwand sie wieder. Die Nacht verbrachten wir zum Glück schlafend.

Am nächsten Tag stand der Sträflingsmann vor unserem Bett. Er habe gehört, die Krankheit sei ansteckend. Ob es Ebola sei.

»Ebola? I don't know about Ebola. This is Greece, isn't it?«

Ob ich ausschließen könne, daß es Ebola sei. Er sah Harriet entsetzt an, und ich merkte genau, daß er jetzt dachte, genau so würde Ebola aussehen. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Würde ich meine Frau nicht so lange kennen und es besser wissen, dächte ich es bestimmt auch. So sieht es aus, wenn der Sensenmann mit einem feinen Lächeln unbemerkt in die Stube getreten ist und neben der armen Seele steht, die abzuholen er sich vorgenommen hat. Ich sagte, ich könne ausschließen, daß es Ebola sei.

»Are you a doctor?«

»No, I am not.«

Auf einmal platzte ihm der Kragen. Wie könne ich ausschließen, daß es Ebola sei, wenn ich kein Doktor sei?! Und gegenüber seiner Frau hätte ich bereits zugegeben, es sei womöglich ansteckend! Alle Gäste im Haus fühlten sich extrem unwohl deswegen, die ersten seien schon abgereist!

Harriet stöhnte. Sie machte Handbewegungen, daß ich den Kerl hinauswerfen sollte. Der aber fing gerade erst an. Er berichtete vom Leid der armen Zimmervermieterin. Ich drängte ihn trotzdem aus dem Raum, da ich stets tue, was meine Frau mir aufträgt.

Natürlich versuchte ich längst, ein Hotel zu finden. Harriet lag ja nicht die ganze Zeit im Sterben, sondern hatte Phasen der Spontanheilung. Die konnten Stunden dauern, mit Glück sogar noch länger. Einmal wachte sie abends um 21 Uhr auf und war vollkommen geheilt. Kein Fieber mehr, keine Gliederschmerzen, kein Bruch der Wirbelsäule, kein Todesröcheln, sondern klare, blitzblanke Augen und gute Laune. Sie duschte sich unter

der grindigen ›DDR‹-Dusche, wusch die schönen blauschwarzen Haare mit alter Mürbeseife, Marke VEB Anilin- und Sodaprodukte, ging mit mir auf die Straße. Ein Taxi schunkelte vorbei, und ich wollte es anhalten.

Harriet fiel mir aggressiv in den Arm:

»EIN TAXI? Bist du verrückt? Das Geld so aus dem Fenster zu werfen?«

»Äh, aber, ein Hotel ... die Taxifahrer wissen vielleicht am besten, wie wir ein Hotel kriegen?«

»Und DAFÜR Geld ausgeben?! Weißt du eigentlich, wie beschissen viel ich arbeiten muß für mein kleines Gehalt?«

Ich gab ihr erneut recht, obwohl es nicht stimmte. Ihr Gehalt beim »FORMAT« war fürstlich. Davon konnten andere Wiener oder gar Berliner Redakteure nicht einmal mehr träumen. Blöderweise hatten wir nun also kein Taxi und quälten uns durch die verlotterten, engen, stinkenden Straßen – und das auch noch bergauf. Alle halbe Sekunde mußten wir einem hupenden Schrottwagen oder einer furzenden Harley ausweichen, was zur Folge hatte, daß unsere frischen Kräfte rasch dahinschwanden. Aber ich sagte lieber nichts, denn das Taxithema war vermintes Gelände.

Ich will hier einmal etwas grundsätzlich erklären. Wer bis hierher gelesen hat, und das dürften ja alle gewesen sein, die für dieses Buch zwölf Euro ausgegeben haben, wird denken, diese ersten Tage in Griechenland hätten sich ja lustig angelassen. Wer mit leichter Hand über ein Malheur berichten kann, ist weder zu bedauern noch sonderlich ernstzunehmen. Der ist Humorist, ein Reiseonkel, ein Herr jenseits der Lebensmitte, dem nicht mehr viel passieren kann, ein Gourmet des Lebens, ein feinsinniger Chronist des Menschlichen – und wie die abscheulichen Worte sonst noch alle heißen. Aber das ist nicht so. Der Ton täuscht.

Also weiter im Taxithema.

Es gibt nur zwei Dinge, die mir so wichtig sind, daß ich mit mir darüber eigentlich nicht reden lassen möchte. Zwei Dinge, die für mich den Unterschied zwischen der schrecklichen Kindheit und dem herrlichen Jetzt ausmachen. Zwischen Unten und Oben. Zwischen Hartz IV und Erfolgsautor. Zwischen dem Scheitern meiner Eltern und dem Glück, das ich erreichen konnte: Taxifahrten und Putzfrauen. Nicht ganz zufällig will mir meine Frau gerade diese beiden Dinge immer wegnehmen. Sie meint, hier könne man sparen. Nach zehn gesparten Taxifahrten habe man bereits hundert Euro gespart. Würden wir unsere Putzfrau, die junge Polin Beata, entlassen und auf den eigenen Knien die endlosen Parkettböden in unserer Gründerzeitwohnung schrubben, feudeln, wachsen und trocknen, so sparten wir 40 Euro im Monat und 520 Euro im Jahr, über 1000 Mark also. Bis heute ist mir dagegen kein Argument eingefallen. Das ist etwas, das mich depressiv macht, ja innerlich umbringt. Das ist nicht mehr zum Lachen.

So auch jetzt.

Statt zu fahren, gingen wir verzweifelt durch die Gassen der Innenstadt. Es herrschte die zeitlose Jahrmarktstimmung der Fußgängerzonen von Mittel- und/oder Universitätsstädten. Die üblichen Verdächtigen, Feuerschlucker, Trommler und Gastronomen, die nicht anders in Bielefeld, Lüneburg und Dortmund für ›Stimmung‹ sorgen. Wobei ich zugebe, daß die Trommler in Athen sich von denen in Dortmund doch noch unterscheiden. Sie waren nämlich ganz besonders scheußlich. Fußgängerzonen-Trommlerei ist bekanntlich der reinste, perfekteste, rückstandsloseste akustische Ausdruck für DUMMHEIT. Ich hätte nicht gedacht, daß dies noch steigerungsfähig sei, also daß man das überhaupt noch variieren könne. Deswegen guckte ich jetzt noch einmal genauer hin. Wie stellten sie es an, daß es *noch* dümmere klang als etwa in Rio de Janeiro, wo ich schon einmal fassungslos diesen ›wilden‹ jungen Männern zugesehen hatte, vor langer Zeit. Anfang des Jahrtausends war das

gewesen, mit meiner Nichte Hase sowie dem Ehepaar Matussek. Das Ehepaar fand an jenem Abend wieder zusammen. Arm in Arm in einer Menge von hunderttausenden Samstagabend-Freizeit-Bummeln standen sie vor den Trommelnden und grinsten sich verliebt an, mit diesem »Ach, das Leben kann manchmal so romantisch sein«-Grienen im alten Gesicht. Da waren sie aber die einzigen. Ich sah sonst nur böse, heimtückische, hungrige Halbwüchsige, die kein Geld und kein Mädchen hatten, dafür aber richtig schlechte Laune. Das depperte Trommeln für die letzten paar Touristen fanden sie wohl selbst zum Kotzen.

Wie dagegen sahen nun die Typen in Athen aus? Reden wir nicht darüber. Ein halbes Dutzend Deutsche und ein genervter Afrikaner. Die Deutschen in Military-Klamotten, mit Taliban-Bärten, Pferdeschwänzchen hinten und Dreiviertel-Knickerbockerhosen. Den Afrikaner brauchten sie zur Legitimation. Es mußte ja sozusagen direkt aus Afrika kommen, das rhythmische Gewese, aus dem Urwald. Der »Afrikaner«, geboren wahrscheinlich nicht im Kral, sondern in Augsburg oder Bremen, in dritter Generation Holsteiner oder so, mußte den Voodoo-Zauber ausstrahlen. Ich starrte lange auf die Gruppe. Einige der Deutschen spielten »Ekstase«. Da wurde es mir zuviel. Ich habe ihr Geheimnis nicht herausbekommen.

Harriet war in den wenigen Sekunden meiner Abwesenheit schon wieder zusammengebrochen. Sie war um zwanzig Jahre gealtert. Das ist nämlich das Tolle an ihr. Sie kann innerhalb von Minuten um Jahrzehnte jünger oder älter aussehen. Wird sie jünger, will jeder Mann sofort mit ihr schlafen. Wird sie älter, will jeder einen Krankenwagen rufen oder gleich den Leichenwagen. Da muß man aufpassen. Sie selbst merkt es nicht. Ich sprang also zu ihr und umfaßte stützend ihre schmale Taille. Fast wäre sie umgefallen, es war knapp.

Doch erneut lehnte sie ein Taxi strikt ab. Wir erreichten nach gefühlt drei Stunden das erste Hotel. Es lag gegenüber des griechischen

Parlaments. Sie waren ausgebucht. Dann ein zweites, ein drittes. Alle ausgebucht. Überall waren sie sich sicher: Athen sei ausgebucht, und zwar ausnahmslos, denn es sei Pfingsten.

Stimmt. Es war Pfingsten. Deswegen war Harriet ja überhaupt losgefahren – und ich wie immer an ihrer Seite. Weil es ›freie Tage‹ waren, mußte sie nicht extra Urlaub nehmen. Harriet sparte gern Urlaubstage, jedes Jahr. Seit ich sie kannte, hatte sie schon über hundert Urlaubstage gespart, besser gesagt, einfach verfallen lassen. Da war sie sicher die einzige Arbeitnehmerin auf der ganzen Welt, die das tat. Und für ein wenn auch nur ›inoffizielles‹ Hintergrundgespräch mit einem sozialistischen griechischen Minister in Athen wenigstens Spesen anzurechnen – das wäre ihr nicht im Traum eingefallen. Sie war eine sehr besondere Person, müssen Sie wissen.

Es half nichts, wir mußten wieder zurückhumpeln. Auf dem Rückweg kamen wir erneut bei dem Hotel direkt am Parlament vorbei, und dort setzten wir uns in den klimatisierten Tea Room und tranken klassischen englischen Tee. Es wimmelte von Angestellten der Troika. Die Troika hieß inzwischen anders, aber die Leute blieben ja dieselben. Mir fiel unser Freund ein, das Mitglied der griechischen Regierung, Chordokowski, und ich fragte Harriet, ob wir ihn nicht einmal anrufen und von unserem Zimmer-Mißgeschick berichten wollten. Wir taten es.

Zu meinem Entsetzen spielte Harriet unsere Lage herunter. Es sei unangenehm, aber keine Tragödie.

Keine Tragödie?! Was war es denn dann?

Lächelnd beendete sie das Gespräch und sah mich an.

»Morgen tagt das Zentralkomitee. Da hat der arme natürlich andere Sorgen.«

»Harriet, in der Scheiß-Pension roten sie sich gerade zusammen, um uns zu lynchen! Wir müssen da raus!«

Sie sah mich verliebt an, streichelte meine Wange. Sie dachte, ich hätte einen Scherz gemacht.

Als wir in unserer ›airbnb‹-Bleibe ankamen, schien es auch so zu sein. Alles dunkel und still, bis auf die Bulldogge, die zu dem mafiosen Unternehmen gehörte. Ein unwirscher, unfreundlicher Hund, der aber nicht so furchteinflößend wirkte, wie er wahrscheinlich sollte, groß wie ein Schäferhund, hellbraun im Fell, aber recht aggressionsarm. Ein bißchen wie sein Frauchen, das wohl ein bißchen meschugge und kriminell war, aber eigentlich schon jenseits von Gut und Böse. Richtig gefährlich waren eher die Gäste. Und richtig unangenehm war eher ein alter Mann, der die meiste Zeit genau vor der verglasten Zimmertür in einem morschen Baststuhl saß und wartete. Auf was oder wen wartete der finstere Opa? War er ein Teil der ›Mafia‹? Oder waren die anderen halbtuben Rentner, die täglich ab 5 Uhr morgens unten auf der Straße ein nie endendes, ohrenbetäubendes Altmänner-Geplapper begannen, die ›Mafia‹?

Wir hatten ein paar gute Stunden, in denen Harriet ihre vermeintliche Krankheit oder auch ihren ganz realen turnusgemäßen Zusammenbruch auskurieren konnte. Wir schöpften beide Hoffnung.

Zwar gab es kein Hotel in Athen, zwar hatte Chordokowski keine Zeit für das Hintergrundgespräch mit Harriet, aber vielleicht konnten wir wenigstens den Rest unserer Zeit in Ruhe verbringen, bis uns ein Flugzeug am Pfingstmontag nach Kreta bringen würde.

Doch dann schlug gegen Mitternacht eine Faust gegen unsere Tür. Harriet befahl mir, das Klopfen zu ignorieren. Es wurde natürlich immer lauter. Die Vermieterin stieß schließlich die Tür auf und erklärte, Harriet müsse ins Krankenhaus. Das habe die Hausgemeinschaft beschlossen. Die Krankheit sei ansteckend, und die anderen Gäste müßten jetzt endlich ins Zimmer. Die könnten nicht im selben Raum mit einer ansteckend Kranken

liegen. Diese anderen Gäste gab es wirklich. Rucksacktouristen aus Japan. Sie beäugten uns vom Flur aus feindselig.

Ich wäre jetzt gern angezogen gewesen und nicht im Bett. Harriet sagte aber, ich solle bleiben, wo ich war. Ich solle nur die Alte noch rauswerfen. Also stand ich auf, im Schlafanzug, doch die Leute ließen sich nicht mehr beruhigen. Sie wollten ins Zimmer vorstoßen, und das schafften sie auch. Der Sträfling hielt mir seine Mörderfaust unter die Nase und stotterte erregt, ich sei ein Lügner, denn ich hätte gesagt, es gebe eine ansteckende Krankheit, und dann hätte ich es eiskalt einfach geleugnet. Die Vermieterin forderte mich auf, ihr endlich eine Entscheidung mitzuteilen. Die Frau von der »BILD-Zeitung« sagte mit metallischer Stimme und Beil-Schädel, ich hätte sie und damit alle anderen angelogen. Harriet hatte leider wieder den vollen Kollaps-Modus erreicht. Sie bekam nichts mehr mit, röchelte nur noch, sah aus wie die aufgebahrte Mutter Teresa von Kalkutta – von ihr war keine Hilfe zu erwarten.

Ich selbst war aber in besserer Verfassung als am Vortag. Ich fühlte mich ausgeruht und stark. Und so sagte ich, wir hätten Unterkunft bei einem Freund gefunden und würden in ungefähr einer Stunde abgeholt. Der Mann mit den Mörderhänden wollte trotzdem schon jetzt reinen Tisch machen, knipste die funzlige Deckenglühbirne an und wollte Harriet fortschaffen. Als er aber sah, daß sie schon aufgebahrt auf den Apfelsinenkisten lag – denn die Betten bestanden aus nichts anderem –, bekam er es mit der Angst zu tun und ließ wieder von ihr ab.

Die Leute gaben mir also eine letzte Verschnaufpause. Ich schloß die Tür, griff Harriets Handy und suchte nach der Nummer des griechischen Freundes. Chordokowski. Ich fand sie, wählte sie, doch niemand nahm ab. Daraufhin schrieb ich ihm eine SMS:

Mein Lieber, ich bin in größter Not. Ich bin aus dem Hotel
geflogen, habe Schüttelfrost und 40 Grad Fieber. Wenn Du ein

Genosse bist, dann hilf!! Bitte! Jetzt! Deine Harriet

Zack – und abgeschickt. Das hatte endlich einmal hingehauen. Es geht doch nichts über ein gutes iPhone. Ich sah liebevoll auf die aufgebahrte, röchelnde Harriet. Im aufgebahrten Zustand hat sie immer so einen seltsamen kleinen Überbiß, den sie sonst nicht hat. Sie sieht dann aus wie eine von den Simpsons, den Comicfiguren von früher. Plötzlich wachte Harriet ruckartig auf, war sofort bei vollem Bewußtsein, als hätte sie gemerkt, daß ich sie liebevoll angelächelt hatte. Sie erfaßte augenblicklich die Situation, als sie ihr Handy in meiner Hand sah.

»Du hast Chordokowski eine SMS geschickt?«

»Ja!«

»Laß sehen.«

Sie las meine Zeilen und schüttelte schmunzelnd den Kopf. Dann schrieb sie ein Dementi. Doch ehe sie damit fertig war, rief unser Freund bereits zurück. Er war ziemlich aufgerüttelt, geradezu elektrisiert. Harriet lachte ein glockenhelles, erotisch vibrierendes Mädchenlachen:

»Nein ... NEIN... oh my god, das hat *mein Mann* geschrieben, oh das ist ein Spaß gewesen. Es geht mir gut. Es ist alles in Ordnung. Okee, die Unterkunft ist nicht optimal ...«

Chordokowski verstand nicht alles, weil die *progrom people* im Flur wieder lauter wurden. Harriet mußte jeden zweiten Satz wiederholen. Ich riß ihr das Handy aus der Hand und sagte extrem gepreßt, direkt in ihr Ohr:

»Das ist unsere letzte Chance, wenn du den jetzt wegschickst, verlasse ich dich.«

Sie rollte mit den Augen und telephonierte weiter. Alles nicht so schlimm, das griechische Volk fliege aus dem Euro, das wäre ja wohl deutlich schlimmer, ha ha ha, und so weiter. Sie hängte ein.

Ich sah sie mit offenem Mund an. Sie lächelte, hob mahnend und neckisch den Zeigefinger:

»Das hab ich dir jetzt ein bißchen übelgenommen.«

Draußen wurde es leiser, die Leute verkrümelten sich, da sie unser baldiges Abgeholtwerden erwarteten. Die Ebola-Patientin verließ endlich die Stätte des Grauens, dachten sie. Nur ich wußte, daß dem nicht so war. Harriet fiel wieder ins Koma, und ich zog mich vollständig an. Dann packte ich sorgfältig unsere Koffer. Ich wollte vorbereitet sein, wenn sie uns holten.

Es passierte lange nichts.

Da fiel mir ein, daß ich versuchen könnte, über das Handy unsere Flucht zu organisieren, also einen Flug zurück in die Freiheit, in die Heimat, in die Zivilisation zu buchen. Und so unglaublich es klingt – es funktionierte. Bei TUIfly buchte und bezahlte ich einen Flug von Athen nach Wien. Leider gab es ihn nicht für den nächsten Tag. Ich hätte dann nur noch die restlichen Nachtstunden überstehen müssen, vielleicht auf einer Parkbank, oder spazierend, und dann wäre der Spuk vorbei gewesen. Nein, ich bekam ihn nur für den übernächsten Tag. Na, besser als gar nichts. Ich hatte plötzlich die Gewißheit, am Leben zu bleiben, und merkte, daß mein Gefühl bis dahin echte Todesangst gewesen war. Erst jetzt konnte ich es mir auch leisten, meine Mückenstiche wahrzunehmen. Ich war in dieser ollen Sumpfhütte über fünfzigmal gestochen worden. Ich hatte nur keine Nerven gehabt, mich auch noch darum zu kümmern. Jetzt merkte ich, wie weh alles tat. Ich wurde sofort fast verrückt vor Schmerz und Juckreiz. Aber das konnte meine gute Stimmung nicht ändern.

Ich hatte die Flucht nur für mich gebucht, nicht für meine teilzeitattraktive Frau. Denn Harriet hatte ja noch viel ärgere Pläne parat. Sie wollte mit mir tatsächlich von Athen ins noch bizarrere, abgelegene, sumpffieberverseuchte Kreta fliegen. Dort gab es sicher noch mehr Mücken, noch mehr Malaria, Ebola, verrückte Puffmutterl und

aufgebrachte Dorfkriminelle mit Mörderhänden. Und es gab erst recht keine Hotels und keine Tankstellen, Bahnhöfe, Taxis oder Mobilfunknetze. Dort konnte ich ihn dann endlich kriegen, den lange erwarteten Herzinfarkt.

Die Zeit verging. Niemand kam. Nicht der Mob, und natürlich auch nicht Chordokowski. Es wurde hell. Es wurde ganz normaler Vormittag. Wir wachten auf und fühlten uns ausgeruht.

Doch dann standen sie wieder da, allerdings nur noch die Alte und der Preisboxer. Die Alte sagte, sie habe unsere Buchung bei ›airbnb‹ storniert. Sie wirkte noch gebrochener und alkoholkranker als ohnehin schon. Ja, kein Zweifel, die letzten Tage hatten ihr zugesetzt. Der Kerl ohne Stirn kam auf mich zu und sagte wieder sein Sprüchlein, wobei er sich diesmal wohl eine finale Einlage zurechtgelegt hatte.

»Also (langsam auf mich zukommend wie im Westernfilm), eines wollte ich schon noch wissen (alles auf Englisch), warum hast du mich belogen (theatralisch die Stimme senkend, dann, unmittelbar vor mir, luftholend, gleich explodierend), weißt du, was du bist?«

Ich war nicht untätig währenddessen, hatte die beiden großen Koffer genommen und die kleine Wendeltreppe betreten. Er war also direkt hinter mir. Was hätte er tun können? Mit der Faust gegen meinen Hinterkopf stoßen? Das hätte ich seelenruhig eingesteckt. Wichtig war, daß er nicht in mein Gesicht schlagen konnte. Ich durfte auf keinen Fall meine Zähne verlieren. Hätte er einen Gegenstand nehmen und auf meinen Kopf hauen können? Nein, das wäre ja Mordversuch gewesen. So blöde war selbst dieser von der »BILD«-Tussi aufgehetzte Kretin nicht. Die Wendeltreppe war zu schmal, als daß er mich überholen und mich stellen konnte. Also machte er das, was alle Schläger machen, er beschimpfte und provozierte mich. Ich will die Worte nicht wiedergeben, da ich englische Schimpfworte noch abstoßender finde als deutsche. Im

»In der Kölner Kunstszene hat man dich vom Hof gejagt, weil du alle verraten hast, und in deiner Heimatstadt Hamburg hast du so häßlich über deine Freunde geschrieben, daß du da nie wieder hinkannst.«

»Hat Thomas Mann mit Lübeck auch gemacht.«

»Hast du denn gar keine GEFÜHLE? Sogar Thomas Mann hat unendlich darunter gelitten, daß die Lübecker ihn nicht mehr leiden konnten, was ich im übrigen verstehen kann!«

Das hätte sie nicht sagen sollen.

Ich fand nämlich, daß sie Thomas Mann nicht richtig sah. Fast hätte ich so einen furchtbaren Satz gesagt wie ›Was verstehst du schon von Thomas Mann!‹, beherrschte mich aber noch und schaltete in einer Übersprungshandlung den Fernseher an.

»Entschuldige, laß uns doch mal ganz kurz schauen, ob es was Neues zu Nizza gibt«, murmelte ich, scheinbar zerstreut.

»Ja, ich kann auch noch mal Nanas Nummer probieren«, pflichtete mir Harriet bei. Sie hatte bis dahin nackt im Bett gelegen (weil das jeder Unterhaltung stets förderlich war), und ihre dunkle Haut hatte in der Nacht auf dem weißen Laken noch dunkler und unwiderstehlicher gewirkt. Nun schlüpfte sie in das hellblaue, etwas zu enge Sommerkleid. Dummerweise betonte das in schon fast schamloser Weise ihre Brüste, die nun noch voller und verlockender wirkten, fast als wäre es Absicht.

Aber sie brachten nicht Nizza, sondern Ankara. Dort hatte ein Militärputsch stattgefunden. Der türkische Machthaber setzte sich gegen Generäle zur Wehr, die die Islamisierung des wichtigsten Staates des Nahen Ostens aufhalten wollten. Die nächsten Stunden hingen wir vor der altmodischen Glotze. Dann hatte Erdogan gesiegt.

»Das ist schlimmer als Brexit und AfD zusammen«, seufzte ich erschöpft. Diesmal waren wir einer Meinung. Das war natürlich Erdogans Reichstagsbrand. Nun gab es nach Saudi-Arabien und dem Iran einen

dritten großen Staat, in dem der politische Islam herrschte. Damit war klar, wie die nächsten Jahre aussehen würden.

»Den Erdogan kriegt jetzt keiner mehr weg«, sagte Harriet.

»Aber was hat das denn mit dem Islam zu tun?« öffte ich sie mit ihrer liebsten Redewendung nach, plötzlich frech geworden. Sie lächelte gnädig.

Wir sprachen über den Unterschied zwischen der Diktatur eines blöden Diktators, etwa des Schah, und der einer Ideologie, etwa des Kommunismus, oder eben des Islamismus. Erdogan würde sterben, er war ja schon alt, aber der Islamismus würde das Land nun ewig in den Krallen halten.

»Eigentlich kann man nirgends mehr hin«, klagte Harriet auf einmal. Man sei mitten im Paradies, und trotzdem käme der ganze faschistoide Mist durch alle Ritzen. Zum ersten Mal übernahm sie damit das Wort ›faschistisch‹ für die kommenden Verwerfungen.

»Wir sind eben in Sanary sur Mer. Da war das immer schon so«, kommentierte ich lakonisch.

»Also wirklich, wo können wir noch leben, wenn alles losgeht? Oder auch schon jetzt? Ich will irgendwann meine Ruhe haben! Wenigstens im Urlaub!«

»Ja, das verstehe ich.«

»Ich will meinen Jahresurlaub haben!«

»Natürlich, Liebling. Den hast du verdient.«

»Ich will endlich meinen Jahreshaupturlaub wiederhaben!«

Sie weinte.

Ich dachte plötzlich daran, daß meine Tochter Agnes in Reykjavik ein Praktikum als angehende Künstlerin machte. Angeblich, so erzählte die noch immer verheimlichte Tochter, sei es dort bombe. Aktive Vulkane, unberührte Natur, lächelnde blonde Frauen, die noch nichts Böses kannten. Agnes hatte mir das während unseres letzten Treffens erzählt, als wir uns in einer versteckten kleinen Konditorei neben der Oper getroffen

hatten. Das gute Kind war zufällig in Wien gewesen, hatte spontan angerufen, und ich hatte Mühe gehabt, das vor meiner Frau zu verbergen. Jedenfalls – es gab in Island noch nicht einmal normales Fernsehen. Das Land mußte eine Mischung aus Tagtraum und Alptraum sein. Ich wagte einen Vorschlag:

»Wir könnten deinen nächsten Jahreshaupturlaub doch in Island verbringen!«

»Wo? In Island? Bei Björk?«

»Ja, da gibt es keine Muslime.«

»Jetzt hör doch auf! Als wenn es darum ginge!«

»Äh, natürlich nicht, ich meine die wilden Wasserfälle, die es dort gibt, die brodelnden Geysire ... eine Insel aus Feuer und Eis! Und ewiger Tag im Sommer, die ganze Nacht ist es taghell. Stell dir vor, wie wir uns lieben würden!«

»Liebst du mich denn noch?«

»Ja.«

»Aber du willst kein Kind mit mir.«

»Doch! Will ich.«

»Ach, du willst einfach ein Kind, und ob es von mir ist, ist für dich nachrangig.«

»Nein, ich will es nur mit DIR.«

Ich hatte das Kindsthema immer abgebogen, aber das lag auch daran, daß ich nicht über Kindererziehung reden wollte. Prompt ging es nun los.

»Würdest du unsere Kinder denn auch im Geist der Werte des europäischen Sozialismus erziehen wollen?«

Europäischer Sozialismus, was war das denn? Das Wort hatte ich in solch einem pädagogischen Zusammenhang noch nie gehört. War Harriet betrunken? Aber ich durfte gerade jetzt nicht flatterhaft rüberkommen. Ich mußte wie ein Fels wirken. Als hätte ich mir alles über die Kindererziehung schon immer zurechtgelegt. Ich wußte durchaus, daß es

hier in puncto Liebe um die Frage aller Fragen ging. Und daß ich auf gar keinen Fall als Single in der grauslichen Stadt Berlin dem Islamismus entgegentreten wollte. Faschismus ohne Harriet – nein danke!

»Klar werden wir die Kleinen mit den Schriften des sozialistischen Gedankenguts bekanntmachen«, sagte ich ernst.

»Echt?«

»Natürlich. Das werden kleine Antifaschisten sein, von Anfang an.«

Sie schwieg betroffen.

»Weißt du was ... ich glaube, ich liebe dich.«

Da war es auf einmal, das berühmte Wort. Sie sagte es zum ersten Mal.

Und danach ganz oft.

ENDE